

Heinz Otto Luthe, Heiner Meulemann (Hg.)

# Wertwandel – Faktum oder Fiktion?

Bestandsaufnahmen und Diagnosen aus  
kultursoziologischer Sicht

Campus Verlag  
Frankfurt/New York

Veröffentlicht mit Unterstützung der Katholischen Universität Eichstätt.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

*Wertwandel - Faktum oder Fiktion?*: Bestandsaufnahmen u.  
Diagnosen aus kultursoziolog. Sicht / Heinz Otto Luthe ;  
Heiner Meulemann (Hg.). - Frankfurt/Main ; New York :  
Campus Verlag, 1988

ISBN 3-593-34037-2

NE: Luthe, Heinz Otto [Hrsg.]

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere  
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung  
und Verarbeitung in elektronischen Systemen.  
Copyright © 1988 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main  
Umschlaggestaltung: Atelier Warminski, Büdingen  
Druck und Bindung: KM-Druck, Groß-Umstadt  
Printed in Germany

# Gesellschaftliche Individualisierung und Wertwandel

*Christoph Lau*

## 1 Kontroverse Diagnosen des Wertwandels und die abnehmende Determinationskraft sozialstruktureller Unterschiede

Hält man sich den gegenwärtigen Stand der Wertwandelforschung vor Augen, so ist eine gewisse Ratlosigkeit nicht zu übersehen. Eine Diagnose fällt angesichts der einander widersprechenden Ergebnisse und theoretischen Interpretationen nicht leicht. Der Dissens innerhalb der Profession betrifft sowohl den Zeitraum, die Bedeutung, den Inhalt als auch die Ursachen und die Bewertung des Wertwandels.

Während konservative Vertreter der Wertwandelsthese vom "Werteverfall" (Kmieciak 1978) und "Wertverlust" (Klages 1985: 29) sprechen und riskante gesellschaftliche Konsequenzen vermuten, begrüßen andere die Aufwertung von Selbstentfaltungswerten als funktionale Anpassung an eine sich ändernde Arbeits- und Freizeitwelt. Auf der einen Seite wird eine säkular bedeutsame Erosion der traditionell-puritanischen Arbeitsethik (Bell 1976) konstatiert. Andere bezweifeln diesen Wandlungsprozeß generell und behaupten die Stabilität der Basiswerte westlicher Gesellschaften (Bolte 1987). Sozialstrukturellen Erklärungen des Wertwandels (z. B. Klages/Franz/Herbert 1987) stehen empirische Untersuchungen gegenüber, die einen Zusammenhang zwischen Werten und soziodemographischen Veränderungen leugnen und zur Schlußfolgerung der kulturellen Autonomie von Wertwandlungen kommen (Meulemann 1987).

Ich möchte hier nicht auf die methodischen Probleme der divergierenden Einschätzungen und Befunde eingehen, sondern gerade dieses widersprüchliche und verwirrende Bild, das die Wertwandelforschung nach ei-

ner immerhin mehr als zehnjährigen Forschungsphase zeichnet, als aufschlußreichen Indikator für den sich dahinter verborgenden Wandlungsprozeß heranziehen. Oder zugespitzt formuliert: Gerade die mangelnde Eindeutigkeit der Befunde, die sich für die soziologische Forschung ergebende Unübersichtlichkeit und Inkonsistenz der Wertstrukturen scheinen mir wichtige Hinweise auf die spezifische Eigenart des betreffenden Phänomens abzugeben. Die Kontroversen über Relevanz und Reichweite der betreffenden Wandlungsprozesse sind also nicht — oder zumindest nicht allein — auf den unter Soziologen geläufigen Dissens über Methoden und Erhebungstechniken zurückzuführen, sondern auf ein wesentliches Merkmal des Forschungsgegenstands selbst.

Ich möchte im folgenden die These begründen, daß diese Besonderheiten des Wertwandels, die ihn für die empirische Sozialforschung so schwer greifbar werden lassen, eng zusammenhängen mit einem *Individualisierungsschub*, den die Bundesrepublik, ähnlich wie andere weltliche Industrienationen, in den 60er und 70er Jahren erfahren hat. Wenn es richtig ist, daß die bundesrepublikanische Gesellschaft eine Phase der gesellschaftlichen Individualisierung und damit auch der partiellen Entstrukturierung hinter sich hat, dann erklärt dies zunächst die abnehmende Determinationskraft sozialstruktureller Unterschiede in Hinblick auf das Selbstverständnis und das gesellschaftliche Bewußtsein sozialer Akteure. Die Wertwandelforschung befindet sich dann, folgt man dieser These, in einer ähnlich mißlichen Situation, wie die Ungleichheitsforschung, die sich mit dem zunehmenden Bedeutungsverlust tradierter sozialer Kategorien wie Klasse und Schicht bei konstanten Ungleichheitsrelationen konfrontiert sieht (Berger 1986; Hradil 1987; Beck 1983).

Umgekehrt ließe sich aber auch annehmen, daß mit dem zunehmenden Grad gesellschaftlicher Individualisierung Wertwandlungen geringere strukturelle Konsequenzen nach sich ziehen. Aufgrund der weit vorangeschrittenen Ausdifferenzierung von Werten (Luhmann 1984: 435) ist ein Wertwandel relativ leicht zu vollziehen, ohne auf der Verhaltensebene tiefgreifende Veränderungen auszulösen. Hier allerdings von einer generellen Entkoppelung von Werten und Handlungen, von Kultur und Gesellschaft zu reden, würde sicher zu weit gehen. Berechtigt scheint mir die Luhmannsche Behauptung, daß Werte keinen Schluß auf richtiges Verhalten erlauben, "weil dies immer eine Entscheidung von Wertkonflikten erfordern würde, die als Entscheidung kontingent bleibt und nicht auf dem 'inviolable level' der Werte abgesichert werden kann" (Luhmann 1987: 169). Ich vermute,

daß dieser strukturelle Zwang zur situativen "opportunistischen" Handhabung von Rangrelationen zwischen Werten mit der gesellschaftlichen Individualisierung zugenommen hat.

## 2 Die Ambivalenz von Individualisierungsprozessen

Zunächst einmal zu dem etwas schillernden Begriff gesellschaftlicher Individualisierung. Individualisierungsschübe sind in der Gesellschaftsgeschichte der Moderne keineswegs neuartige Erscheinungen. Die Erosion traditioneller Gemeinschaftsbindungen und ihre Konsequenzen gehört seit der Entstehung der Soziologie zu ihren Grundthemen, wenn man an Durkheim, Weber und Simmel denkt. Man kann sogar mit Johannes Berger der Ansicht sein, daß die Sorge um den Gemeinschaftsverlust moderner Gesellschaften mit der Folge des Werteverfalls als die konservative Grundmelodie der Mainstream-Soziologie seit Anbeginn zu begreifen ist (Berger 1988).

Individualisierung bedeutet dabei zumindest immer zweierlei, nämlich Freisetzung von traditionellen Gemeinschaftsbindungen und reaktive, sekundäre Einbeziehung in neue Vergemeinschaftungsprozesse. Gleichzeitig existiert neben dieser objektiven Dimension von Ent- und Restrukturierungsprozessen eine subjektive Bedeutungsdimension von Individualisierung, die sich mit den Begriffspaaren Vereinzelung und psychologische Anomisierung einerseits und Autonomisierung und Emanzipation andererseits beschreiben läßt. Die objektive und die subjektive Dimension der Individualisierung können weitgehend unabhängig voneinander variieren.

	objektiv	subjektiv
Entstrukturierung	Freisetzung	Vereinzelung, Anomisierung
Restrukturierung	sekundäre Vergemeinschaftung	Emanzipation, Autonomisierung

Zunächst zur objektiven Dimension der Individualisierung: Hier erscheinen mir Prozesse der *Freisetzung aus sozialen und kulturellen Klassenmilieus* besonders gut belegbar (Mooser 1983; 1984). Dabei handelt es sich in der Nachkriegszeit nicht um die Herauslösung aus traditionellen ständischen Gemeinschaften, sondern um die allmähliche Erosion von Gemeinschaftsformen, die sich im Verlauf des Industrialisierungsprozesses als Reaktion auf frühe Freisetzungsprozesse herausgebildet haben. Klassen- und Schichtmilieus verlieren insbesondere in den 60er Jahren unter dem Einfluß von Bildungsexpansion, der allgemeinen Anhebung des Lebensstandards und dem Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Bürokratien ihre verhaltensprägende und handlungsorientierende Kraft. Dies ist ablesbar am Wandel der Wohnungsverhältnisse und Nachbarschaftsbeziehungen und an der Veränderung des Freizeitverhaltens ("Familismus"), nicht zuletzt aber auch an der Transformation der Gewerkschaften und Parteien von umfassenden Gesinnungsgemeinschaften zu pragmatischen Interessenorganisationen.

Gleichzeitig verliert die *berufliche Arbeit* als Schablone und Kristallisationspunkt der Identitätsbildung zunehmend ihre dominante Stellung. Auch hier sollen nur einige Stichworte genannt werden. So läßt sich in der Bundesrepublik ähnlich wie in anderen westlichen Industrienationen (Lecher 1987) die Auflösung der sachlichen, zeitlichen und rechtlichen Standards des "Normalarbeitsverhältnisses" beobachten.

Deregulierung und Entstandardisierung der Arbeit haben nicht nur folgenschwere Auswirkungen auf das System der industriellen Beziehungen und die staatliche Sozialpolitik, sondern bedeuten für den einzelnen auch, daß er sich in zunehmend geringerem Maße an der Normalbiographie der Erwerbsarbeit (Kohli 1986) orientieren kann.

Diese Entstandardisierung von beruflichen Biographiemustern unterwirft die Beschäftigten allerdings nicht nur viel unmittelbarer den Schwankungen der Arbeitskräftenachfrage und den Zwängen der technologischen Entwicklung, sie eröffnet auch historisch beispiellose Wahlfreiheiten und -zwänge hinsichtlich der eigenen Biographieplanung. Diese Optionssteigerung hinsichtlich der Gestaltung des eigenen Lebenslaufs wird zudem unterstützt durch die Heterogenisierung der Qualifikationen und Gratifikationen und die Ausdehnung der erwerbsarbeitsfreien Zeiträume vor, in und nach dem Erwerbsleben. Die eigene Lebensgestaltung wird damit in dem Maße zum Problem bzw. zum "individuellen Projekt", in dem klassen-, schicht- und berufsspezifische Biographiemuster und "Skripts" (Cohen/Taylor 1977) an Geltung und Homogenität verlieren.

Ein weiterer Bereich individueller Optionssteigerung erschließt sich durch den Blick auf die veränderte Lage der Frauen. Deren Freisetzung aus der materiellen Eheversorgung läßt unterschiedliche Kombinationen des Zusammenlebens und Aufziehens von Kindern nunmehr wählbar erscheinen. Begriffliche Kürzel wie "Verhandlungsfamilie auf Zeit" (Beck 1986) und "Fortsetzungsehe" (Furstenberg 1987) deuten nicht nur die vergrößerten Variationsspielräume von Familien- und Verwandtschaftsstrukturen an, sie machen auch deutlich, daß Individualisierung in diesem Bereich auch Zwang zur Entscheidung und Koordination unterschiedlicher Lebensläufe heißt.

In dem Maße wie der stabile Bezugsrahmen Familie an Bedeutung verliert, ergibt sich vor allem eine *lebensphasenspezifische Destabilisierung der Normalbiographie*. Wenn früher der Lebenslauf als Gruppenschicksal mehr oder weniger dauerhaft und homogen zugewiesen wurde, ergibt sich nun ein gleichsam "verzeitlichtes Verteilungsmuster von Chancen und Risiken, Ressourcen und Belastungen" (Beck/Berger 1987), das eine Orientierung an einheitlichen Merkmalen gesellschaftlicher Großgruppen und damit auch an deren Wertstrukturen immer schwieriger macht. Biographie wird in verstärktem Maße als Karriere, als Bildungs- und Suchprozeß, als individuelles Familienschicksal oder als Marginalisierungsprozeß verstanden und immer weniger als Erfüllung eines gruppenspezifisch geprägten Biographieskripts.

Gerade anhand der Individualisierung und Heterogenisierung der Lebenslagen von Frauen wird allerdings auch die Gefahr deutlich, die beschriebenen Prozesse vorschnell als Erweiterung von Autonomie und persönlicher Freiheit zu interpretieren (Ostner 1984). Häufig handelt es sich bei den neuen Arrangements von Familie und Beruf um behelfsförmige Konstruktionen (Brose/Wohlrab-Saar 1986), mit deren Hilfe Frauen — mehr schlecht als recht — versuchen, die Anforderungen unterschiedlicher Milieus zu vereinbaren.

Daß Freisetzungsprozesse sowohl als Vergrößerung der individuellen Wahlfreiheit als auch als Sicherheitsverlust erlebt werden können, macht erklärlich, warum sowohl Angst als neue Grundbefindlichkeit vermehrt registriert wird als auch der Wert der Selbstverwirklichung (und somit der Wahrnehmung von Chancen und Optionen) verstärkte Bedeutung erlangt.

### 3 Sekundäre Vergemeinschaftung als Reaktion auf gesellschaftliche Individualisierung

Damit ist das subjektive Dilemma der vom Individualisierungsprozeß Betroffenen angesprochen, die sich sozusagen zwischen den Polen Anomie — Autonomie bewegen. Dieser Doppelcharakter von "Individualisierung als Hoffnung und Verhängnis" (Baethge 1985), als Chance ein eigenes, selbstbestimmtes Leben zu führen und als Erfahrung der Austauschbarkeit und Anonymität macht eine Diagnose der subjektiven Verarbeitungsprozesse und Folgen schwierig. Alle Versuche der Bilanzierung bleiben merkwürdig ambivalent oder vom eigenen Wertstandpunkt abhängig. Während auf der einen Seite "ein zunehmend hilfloser werdendes und isolierte Einzelwesen, das nicht so recht weiß, wo es hingehört und das ängstlich in die Zukunft blicken muß" (Baethge 1985: 303) prognostiziert wird, setzen andere auf das sich selbst bestimmende Subjekt, "das die aufbrechenden Gestaltungs- und Entscheidungsmöglichkeiten in Bezug auf den eigenen Lebenslauf" zu nutzen versteht (Beck 1986: 217).

Nun kann man mit Simmel der Ansicht sein, daß das Individuum "überhaupt kein Gegenstand des Erkennens, sondern des Erlebens ist" (Simmel 1918: 8) und alles weitere der künftigen Entwicklung überlassen oder der Psychologie. Mir scheint aber zumindest ein indirekter Weg, sich dem Problem anzunähern, darin zu bestehen, die sekundären Vergemeinschaftungen zu untersuchen, die sozusagen als Substitute der traditionellen Großgruppen und Lebensmilieus entstanden sind und in deren Struktur sich Merkmale der subjektiven Individualisierungsdimension auffinden lassen.

Gemeint ist hier die anwachsende Vielfalt von neuen Gemeinschaftsformen — von der Kindergarteninitiative über die Therapiegruppe bis zur sozialen Bewegung —, die als Versuche der kollektiven Befriedigung eines Strukturbedürfnisses immer dann auftreten, wenn die Gesellschaft dem Einzelnen nicht mehr gegenwärtig ist (Durkheim 1973). Vergemeinschaftung verliert zunehmend den Charakter der Schicksalsgemeinschaft und vollzieht sich als Wahlvergemeinschaftung. Dies bedeutet, daß die Übernahme von gruppen- und subkulturspezifischen Werten in stärkerem Maße der eigenen Entscheidung unterliegt. Biographieplanung, individuelle Karrieren und Wahlligaturen burden dem Einzelnen damit Entscheidungs- und Verantwortungszwänge auf, die immer weniger durch sein Herkommen und immer mehr durch situative Zufälle und Selbstreflexion bestimmt werden.



Dies alles ist riskant, angstverursachend, anomieverdächtig. Wahlvergemeinschaftung vollzieht sich unter dem Vorbehalt der Änderbarkeit und dadurch steht die Suche nach Sicherheit unter der Prämisse der Unsicherheit der Entscheidungskriterien. Darüber hinaus ergibt sich die paradoxe Situation, daß der Versuch, Individualitätsabsicherung in unverwechselbaren Gemeinschaften zu erreichen, letztlich an der Erfahrung scheitern muß, daß es sich dabei um *kollektive* Ausbruchversuche vieler Einzelner handelt — eine Erkenntnis, die das Gefühl der eigenen Austauschbarkeit nur vergrößern kann (Cohen/Taylor 1977; Nunner-Winkler 1985).

Es verwundert daher nicht, daß die Prozesse der Sekundärvergemeinschaftung sich häufig um die scheinbar feststehenden, unbezweifelbaren Unterscheidungskriterien herumkristallisieren, die bleiben. Die sogenannten askriptiven Merkmale Geschlecht, Alter, Elternschaft, körperliche und psychische Gesundheit, ethnische und regionale Zugehörigkeit sind die Kriterien, die noch als stabile Anhaltspunkte der Identitätszuschreibung dienen können, wenn die Bedeutung stratifikatorischer Leitdifferenzen verblaßt.

Aus der Betonung individueller "natürlicher" Besonderheiten und Betroffenheiten folgt eine spezifische Schließungsstruktur der neuen Assoziationen, die diese von ständischen oder klassenspezifischen Gemeinschaften wesentlich unterscheidet. *Im Prinzip* ist der Zugang — unabhängig von Einkommen, Bildung und Prestige — für alle diejenigen offen, die das askriptive Unterscheidungskriterium erfüllen, also etwa in einem bestimmten Nachbarschaftsverhältnis zueinander stehen oder ein bestimmtes Alter aufweisen. Dabei zeigt sich rasch die begrenzte Unterscheidungskraft askriptiver Merkmale. Diese werden kulturell überformt und müssen in der Regel symbolisch bekräftigt und dargestellt werden, etwa durch gruppenspezifische Regelungen der Kleidung und des Konsums, durch einen abweichenden Sprachgebrauch oder ein besonderes Freizeitverhalten. Die Zugehörigkeit zu einer askriptiven Lebenslage wird so durch die Übernahme eines bestimmten Lebensstils dokumentiert und für andere konkret wahrnehmbar gemacht.

Meine Annahme, daß die Zunahme askriptiver Vergemeinschaftungen zusammenhängt mit ihrer Funktion, den durch Freisetzungprozesse erzeugten Optionsspielraum wieder einzuschränken und das Ausmaß biografischer Beliebigkeit zu reduzieren, stellt nur einen scheinbaren Widerspruch zu dem bekannten Sachverhalt dar, daß zugeschriebene Merkmale auch in zunehmendem Maße Grundlage von Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt sind (Heinze 1984). Hier zeigt sich, sozusagen als andere

Seite der Medaille, eine Restrukturierung sozialer Risiken aufgrund individueller Merkmale und unabhängig von Bildungs- und Berufskategorien. Die neuentstandene "Armut ohne Klassenzusammenhang", von der überproportional Mütter, Kranke und Behinderte, Ältere und gering qualifizierte Jugendliche sowie Ausländer betroffen sind, entspricht dabei hinsichtlich ihrer Strukturierungslogik der Aufwertung natürlicher Individualmerkmale durch die Individualisierungsgewinner. Bei den Langzeitarbeitslosen, die aufgrund askriptiver Risikofaktoren kaum Chancen auf dem Arbeitsmarkt haben, ergibt sich aus der Zugehörigkeit zu den benachteiligten Gruppen allerdings nur selten ein sozialer Lebenszusammenhang.

Dies ist anders bei einem weiteren Typus sekundärer Gemeinschaftsbildung, der aufgrund der gemeinsamen Betroffenheit durch ökologische und gesundheitliche Risiken erfolgt. Die Orientierung an Risiken findet dabei nach quasi natürlichen, zugewiesenen Kriterien der Gefährdung statt, die aber deshalb, weil sie nicht sichtbar sind, immer wieder auf ihre soziale und wissenschaftliche Herstellung angewiesen sind. Die auf der Infrastruktur von Risikogemeinschaften aufbauenden neuen sozialen Bewegungen sind durch ihre Strategie der Universalisierung von Gefährdungsbetroffenheit in der Lage, sowohl askriptive Gemeinschaften als auch Klassen- und Schichtkategorien zu übergreifen. Gerade die *Verallgemeinerung* zugeschriebener Gefahren als argumentativer Hauptmodus erschwert es allerdings ökologischen und antimodernistischen Bewegungen, sich unabhängig vom aktuellen Anlaß auf Dauer zu stellen. Da sie über keine gruppenkonstituierenden Leitdifferenzen verfügen, gelingt es ihnen weder, kollektive Gegnerschaften einheitlich abzubilden, noch den Differenzierungsbedürfnissen ihrer Mitglieder entgegenzukommen. Das Beispiel der Frauenbewegung, die als einzige der neuen sozialen Bewegungen langfristige Kontinuität herzustellen vermochte, zeigt die Wichtigkeit einer sozialen Unterscheidungssemantik für die Tauglichkeit einer Gruppierung, kollektive Identitätsangebote für ihre individualisierten Mitglieder bereitzustellen.

Insgesamt zeigt sich damit als gemeinsames Merkmal der neuen Gruppierungen und kulturellen Milieus ein defensiver Modus der Gemeinschaftsbildung. Bewahrt und verteidigt werden sollen die materiellen und symbolischen Grundlagen der individuellen Lebensführung. Das Spektrum defensiver Interessen ist weitgespannt und reicht von der Verhinderung einer geplanten Schnellstraße bis zur Verteidigung des Andersseins als solchem (Jugendkultur). Diesem defensiven Charakter entspricht die häufig konstatierte "Angstkommunikation" und die verbreitete Risikoempathie in den

betreffenden Öffentlichkeiten. Beides ermöglicht jenseits aller inhaltlichen und weltanschaulichen Widersprüche zwischen den einzelnen Gemeinschaften Verständigung und erleichtert Übergänge und Konversionen.

Die Gesamtstruktur der neuen Gemeinschaften wird auf der personalen Ebene durch kumulative Gruppenmitgliedschaften, Mitgliedschaftskarrieren und persönliche Beziehungen integriert. Die gruppenübergreifende Infrastruktur segmentierter Öffentlichkeiten spielt deshalb eine so wichtige Rolle, weil sie die Handlungsbühne für die symbolische Darstellung und wechselseitige Anerkennung der unterschiedlichen kollektiven Identitäten abgibt. Kollektive Identitäten werden dabei nach ihrem Affinitätsgrad, nach Kategorien der Nähe und Ferne, nicht aber nach einem hierarchischen Modell der Über- und Unterordnung wahrgenommen und einander zugeordnet.

Jede der einzelnen Gruppierungen verfügt zudem über ihre eigene Mikroideologie, das heißt über einen, wenn auch noch so diffusen, Wertkanon, über eine Konzeption des anderen, des besonderen Lebens. Das wesentlich Neue dabei ist, daß durch die Absage an gesellschaftliche Utopien und den Verzicht auf langfristige strategische Zielsetzungen das Verhältnis von Privatheit und Öffentlichkeit neu gewichtet wird. Da es sich um "Identitätskämpfe", um Auseinandersetzungen um alltagspraktische Lebensweisen und -risiken handelt, bekommt das Private öffentlichen Charakter, wird verhandlungsfähig und legitimationspflichtig. Gerade weil sich Konflikte oft in individualisierter Form und außerhalb institutionalisierter Politikforen abspielen, wird die Unterscheidung zwischen politischen und kulturellen Konflikten damit oft fragwürdig.

Zur Begründung der jeweils angestrebten Lebensform können kognitive Fragmente aus höchst unterschiedlichen Traditionen, Kulturen und Weltanschauungen herangezogen werden. Diese Einzelelemente der diversen Mikroideologien scheinen in vieler Hinsicht leicht austauschbar und kombinierbar. Das erstaunlich unproblematische Nebeneinanderherlaufen höchst widersprüchlicher Wertmuster und Traditionsbestände wird nur deshalb nicht zum gravierenden Problem, weil es das stillschweigende Bewußtsein voraussetzt, daß sie nicht in einem Konkurrenzverhältnis um kollektive Verbindlichkeit zueinander stehen.

## 4 Wertrelativismus und neue Metaorientierungen

Wenn dieses skizzierte Bild gesellschaftlicher Wandlungsvorgänge zutrifft, wenn also der konstatierte Individualisierungsschub zu einer reaktiven Sekundärvergemeinschaftung geführt hat und diese kompensatorische Struktur von neuen Gruppierungen die Grundlage neuer Wertorientierungen bildet, so hat dies Folgen für die Diagnose des Wertwandels.

Zunächst einmal scheint mir die Annahme eines linearen, gerichteten Wandels, wie sie in vielen theoretischen Interpretationen deutlich wird, inzwischen unhaltbar geworden zu sein. Die Behauptung einer generellen Erosion von Pflicht- und Akzeptanzwerten oder Ingleharts These eines Wertwandels in Richtung auf postmaterialistische Orientierungen (Inglehart 1977) gehen von einem linearen, implizit teleologischen Entwicklungsmodell aus, das den empirischen Wandlungsvorgängen nicht gerecht wird. Hingegen ist es sinnvoll zu unterstellen, daß sich eine Pluralisierung der gesellschaftlichen Wertordnung und eine Individualisierung des Umgangs mit Wertorientierungen vollzogen haben, die die Angabe einer eindeutigen Wandlungsrichtung kaum möglich erscheinen lassen. Um es in einer anderen Begriffssprache auszudrücken: Mit der Freisetzung der Individuen aus traditionellen Arbeits- und Lebensmilieus sinkt der Selektionsdruck, dem die Reproduktion von Werten in der Alltagspraxis unterliegt. Während der seit Beginn der Moderne zunehmende Wertpluralismus bis in die Nachkriegszeit immer wieder aufgefangen und reintegriert werden konnte durch die Einbindung der Individuen in sozialstrukturell verankerte Milieus, scheint dies heute immer weniger zu gelingen.

Dieser sinkende Selektionsdruck hat zur Folge, daß sich in den heterogenen Nischen der neuen Gemeinschaften eine Vielzahl von Wertvariationen und Deutungsmustern reproduzieren kann, ohne zunächst in unmittelbare Konkurrenz miteinander zu geraten. Ob dieser Pluralisierungsprozeß langfristig wieder zur ständischen Verfestigung einiger weniger Gruppen und damit auch ihres jeweiligen Wertkanons führt oder ob es zu einer Reetablierung alter Wertprioritäten kommt, scheint bislang noch nicht absehbar.

Denkbar ist aber auch die Stabilisierung des gegenwärtigen Zustands der "Wertverflüssigung". Zumindest sprechen die angesprochenen und bisher keineswegs abgeschlossenen Individualisierungstendenzen eher dafür, daß sich der Wertpluralismus nicht nur als Übergangsphänomen erweist.

Geht man von dieser Prämisse aus, so hieße das eine Weiterführung bisheriger Tendenzen der *Subjektivierung von Werten* (Klages 1985: 138f.; Schimank 1985), *des reflexiven, "opportunistischen" Umgangs mit Wertorientierungen, der Temporalisierung und zunehmenden Situations- und Kontextabhängigkeit von Wertprioritäten* (Luhmann 1987). Gesellschaftliche Werte verlieren nach diesem Entwicklungsszenario ihre Funktion der Integration der Gesellschaft in Form einer generalisierten und konsensfähigen Wertordnung — eine Annahme, deren theoretische Grundlagen möglicherweise lange schon fiktiv waren und die gleichzeitig den Hintergrund vieler kulturpessimistischer Prophezeiungen abgibt.

Einmal internalisierte Werte gehören in dieser Perspektive nicht mehr zum festen, kontinuierlich verbürgenden Identitätskern der Individuen, sondern können im Verlauf der Biografie abhängig jeweils von der situativen Lebenslage und den selbstgewählten gemeinschaftlichen Ligaturen durch andere Werte in ihrer Priorität gemindert oder ersetzt werden. Unverwechselbar und individualitätsverbürgend wird dann nicht die stabile "Wertausstattung" des Individuums, sondern seine Wertkarriere. Simmel paraphrasierend könnte man vom Individuum als Schnittpunkt unterschiedlicher Wertsphären und Wertmilieus sprechen. Gleichzeitig ergibt sich hier wieder das oben genannte Individualisierungsparadox der Abhängigkeit von kollektiven Wertmoden, die eine individuelle selbstreflexive Wertbiografie (im Sinne des klassischen Bildungsromans) erschweren. Anzeichen für den partiell modischen Charakter von Wertwandlungsschüben dürften die häufig konstatierten kurzfristigen empirischen Wertschwankungen sein (Klages 1985: 131; Reuband 1985).

Diese selbstreflexive, situativ gebundene Art des Umgangs mit Werten führt tendenziell zu deren generellen Entdogmatisierung. Werte verlieren die Funktion feststehender, selbstverständlicher Bezugspunkte der Handlungsbeurteilung und Verhaltensorientierung und werden damit zu Versatzstücken situativer Deutung und Selbstvergewisserung. Relativistischer Wertdezisionismus und Wahlvergemeinschaft scheinen dabei einander zu entsprechen.

Wenn man an Webers Diagnose eines "Polytheismus der Werte" in modernen Gesellschaften denkt, so scheint sich hinter dem neuen Wertpluralismus keine wesentlich neuartige Erscheinung zu verbergen. Neu scheint allerdings die Verbreitung der Annahme zu sein, daß mit dem Maßstab der Vernunft dem Collagecharakter der individualisierten Wertordnungen und Sprachspiele nicht mehr beizukommen ist. Dies führt zu einer positiven

Anerkennung des Wertpluralismus und -relativismus, wie sie beispielsweise Lyotard formuliert: "Die Gerechtigkeit wäre folgende: der Vielfalt und Unübersetzbarkeit der ineinander verschachtelten Sprachspiele ihre Autonomie, ihre Spezifität zuzuerkennen, sie nicht aufeinander zu reduzieren; mit einer Regel, die trotzdem eine allgemeine Regel wäre, nämlich 'laßt spielen ... und laßt uns in Ruhe spielen.'" (Lyotard 1982: 131). Aus der Akzeptierung der neuen kulturellen Beliebigkeiten und dem "Abschied vom Prinzipiellen" (Odo Marquard) erwächst eine Art postmoderner Heiterkeit, die den Niedergang des Universalitätsanspruchs der instrumentellen Vernunft als Neuentdeckung feiert.

Nun könnte man diesen relativistischen Individualismus als modische Erscheinung abtun, von der ohnehin nur Individualisierungsgewinner betroffen sind — zumal er in der kulturellen Öffentlichkeit der starken Konkurrenz anderer Optionen ausgesetzt ist. Dennoch scheint mir in der Anerkennung des neuen Orientierungspluralismus, wie sie in den verschiedenen Spielarten des Postmodernismus zum Ausdruck kommt, ein Ansatzpunkt für *ein neues Paradigma kommunikativer Selbstverständlichkeiten zu stecken, das sich aus der Logik der Individualisierung ergibt*. Damit meine ich ein allgemeineres Orientierungsmuster, das zwar kaum als neue Wertordnung anzusprechen ist, das aber m. E. in zunehmendem Maße den Konsenshintergrund vieler gesellschaftlicher Einzeldiskurse abgeben kann und vor dem Hintergrund des Wertpluralismus — einen Modus des Umgangs mit individuellen Werten bereitstellt.

Im folgenden sollen einige Züge eines derartigen Meta-Orientierungsmusters skizziert werden, über dessen tatsächliche empirische Verbreitung ich allerdings keine sicheren Angaben zu treffen vermag.

Ein Merkmal des neuen kommunikativen Paradigmas scheint die *Orientierung an Risiken* zu sein. Das Risikobewußtsein, das von einigen Autoren als das "Hauptprinzip neuer Wertsetzungen" (Bühl 1981: 153) erkannt wird (Offe 1986; Luhmann 1987; Beck 1986) richtet sich dabei auf die Folgen der technisch-ökonomischen und politisch-militärischen Modernisierungsprozesse, "aus deren unreguliertem Wuchern sich Risiken für Autonomie und Identität ebenso wie für physische Integrität und Überleben ergeben" (Offe 1986: 159). Die rasche Verbreitung und Generalisierung der Risikoorientierung, die sich in vielen Untersuchungen zeigt, scheint mir nicht zuletzt mit den Identitätsängsten zusammenzuhängen, wie sie von Anomisierungs- und Freisetzungsprozessen verursacht werden.

Angst als neues "Ersatzapriori" (Luhmann) strukturiert die Umwelt nach einem Schematismus der Gefährdung und Betroffenheit und setzt eine Handlungslogik der Prävention und Vermeidung frei. Argumentiert wird vor dem Hintergrund einer negativen Zukunft, die die Verfolgung positiv bewerteter Ziele nur noch im Kleinen und Überschaubaren sinnvoll erscheinen läßt.

Gleichzeitig bedeutet eine generelle Orientierung an Risiken eine prinzipielle Skepsis gegenüber der Innovationsdynamik funktional ausdifferenzierter Subsysteme. Ökonomischer und technischer Wandel werden ebenso wie die planenden Eingriffe der Staatsbürokratie vornehmlich als Quelle neuer Gefährdungen und nicht-intendierter Folgen gesehen. Diese Argumentationslogik der Risikovermeidung ist, da sie keine positiven Gesellschaftsprojekte mehr entwickelt, gleichsam konditional programmiert. Sie ist auf Anlässe angewiesen, die Gefährdungen jeweils konkret vor Augen führen, d. h. sie muß das Universum möglicher Risiken nicht nur nach Gesichtspunkten der wissenschaftlichen Beweisbarkeit, sondern auch nach Kriterien der Wahrnehmbarkeit und der begrenzten Aufnahmefähigkeit der Öffentlichkeit selektieren. Dies bedeutet einerseits, daß eine an Risiken ausgerichtete Argumentation immer lediglich reaktiv-kritisch sein kann, andererseits aber, daß sie, weil sie nicht auf positive Ziele festgelegt ist, ungemein flexibel auf aktuelle Anlässe einzugehen in der Lage ist.

Die Latenz und Flexibilität einer universalistischen Risikoorientierung ermöglicht gleichzeitig die Identifikation und Solidarisierung mit Gruppierungen, deren Gefährdungen man nicht selber ausgesetzt ist. Der Kampf einzelner Gruppen gegen partikulare Risiken dient dann auf der Grundlage einer allgemeinen Risikoempathie als Symbol für universelle Identitätsgefährdungen, auch wenn keine Übereinstimmung der Wertorientierungen vorliegt.

Bedeutsam dürfte die negative Utopie der "verschlossenen Zukunft" auch für die Entwicklung eines gegenwartsorientierten Hedonismus sein, wie er gegenwärtig zu beobachten ist. Wenn die Autonomie identitätsstiftender Milieus bedroht ist, wenn konsistente und stabile Selbstbilder unwahrscheinlich werden und wenn sogar die biologischen Lebensgrundlagen gefährdet sind, dann wird die Gegenwart dergestalt aufgewertet, daß Spontaneitäts- und Sensualitätsideologien Sinn bekommen.

Dem Verzicht auf kollektive, langfristig verbindliche Ziele entspricht die *Aufwertung der Mittel*. Handlungen werden danach nicht nach Maßgabe ihres Beitrags zur Zielerreichung bewertet, sondern bekommen exempla-

rischen Selbstwertcharakter. Diese Aufwertung der Mittel gegenüber den Zwecken kann sowohl auf einer fundamentalistischen Bezugnahme auf traditionelle Wertmuster beruhen, wie z. B. die christlich-fundamentalistische Forderung nach Gewaltfreiheit, als auch auf die erhöhte Sensibilität für die Nebenfolgen zweckgerichteten Handelns zurückgeführt werden. Der Selbstwertcharakter der Mittel entspricht aber auch der durch Individualisierung induzierten Verkürzung der zeitlichen Handlungsperspektiven. Je kürzer der Zeithorizont, je unstabiler und unsicherer und damit auch unplanbarer der eigene Lebenslauf und die gesellschaftliche Zukunft werden, desto wichtiger wird es, die eigenen Handlungen nach Maßgabe ihres Selbstwertcharakters zu beurteilen. Dies wird deutlich an den veränderten Ansprüchen an die Arbeit (s. Strümpel/Scholz, in diesem Band), aber auch hinsichtlich der Verbreitung expressiver Lebensstile.

Mit den genannten Tendenzen zur Sekundärvergemeinschaftung und zum Wertrelativismus läßt sich die Forderung nach *Anerkennung von Partikularität* und die Betonung von *Autonomie* in Zusammenhang bringen. Individuelle Identitäten müssen durch andere akzeptiert werden. Sie beruhen auf der Selbstverortung in der Lebenswelt einer Gruppe, die die Merkmale der Selbstidentifikation aufgrund ihrer symbolischen Ordnung anerkennt (Erikson 1973). Die Autonomie der Gruppe, ihr Selbstverfügungsrecht über ihre symbolisch-kommunikative Ordnung ist damit eine Voraussetzung der Identitätsstabilisierung.

Daraus ergibt sich die *Verteidigung des Rechts auf Partikularität und Unterscheidbarkeit*, ohne daß die jeweilige Besonderheit als legitimationsbedürftig angesehen wird. Die Verteidigung der eigenen, oft mühsam errungenen Unterscheidbarkeit von anderen wird übertragen auf gesellschaftliche Kollektive, die sich nach ethnischen, regionalen, geschlechtsspezifischen oder kulturellen Kriterien gruppieren und sich gegen den egalisierenden Einfluß ihrer Umwelt wehren. Die spontane Solidarisierung mit nationalen Befreiungsbewegungen hat hier ebenso ihre Wurzeln wie die biologische oder historische Rechtfertigung einer spezifisch weiblichen Kultur.

Bezeichnenderweise kann sich Partikularismus ebenso als Betonung von oder Rückkehr zu traditionellen Werten wie Heimat, Familie, Nachbarschaft oder auch Leistung äußern, wie in der Bezugnahme auf neue Vergemeinschaftungsformen. Am Beispiel der tribalistischen Gruppenbildungen der Jugendkultur wird zudem deutlich, daß kultureller Partikularismus in der Regel von der Prämisse der gegenseitigen Duldung und der Möglichkeit von Intergruppenmobilität ausgeht.



Partikularismus und Gruppenautonomie ergeben zusammen ein kollektives Argumentationsmuster, daß im Widerspruch steht zu egalitären Forderungen, die sich gegen die Ungleichverteilung von politischen und ökonomischen Ressourcen wenden. Dies kann man als normativen Regreß auf vormodernde Leitbilder interpretieren, der dann allerdings seine Vorläufer schon in der bürgerlichen Romantik und in der Jugendbewegung hatte. Mit scheint sich hier eher eine logische Zwangsläufigkeit anzudeuten, die allen Versuchen der Rückgewinnung von Gemeinschaft mehr oder weniger anhaftet. Auch den vordergründig regressiven Gruppenbildungen könnte dann die Funktion zukommen, den durch den beschleunigten Individualisierungsprozeß induzierten Verlust lebensweltlich-gemeinschaftlicher Ressourcen zu kompensieren und damit den weiterlaufenden Modernisierungsprozeß zu stabilisieren.

Nimmt man die hier herausgestellten Metaorientierungen zusammen, so ergibt sich ein Bild, nach dem sich der Wertwandel, wenn er denn tatsächlich langfristig in diesen Bahnen verläuft, als durchaus funktionaler Reflex auf die diversen Freisetzungs- und Modernisierungsprozesse in modernen Gesellschaften erweist.

Für die sozialwissenschaftliche Forschung ergeben sich daraus neue Anforderungen. Zunächst käme es darauf an, mit Hilfe unterschiedlicher qualitativer Verfahren die komplexer werdenden individualisierten Wertstrukturen auszuleuchten. Der Rekonstruktion individueller Wertkarrieren innerhalb der Biographieforschung kommt dabei ebenso große Bedeutung zu wie der Überprüfung der These von der zunehmenden Kontext- und Situationsabhängigkeit von Wertprioritäten. Die Untersuchung eines selbstreflexiven Umgangs mit Werten in Abhängigkeit von wechselnder Gruppenzugehörigkeit und Lebenslage erfordert Forschungsverfahren, die nicht von der impliziten Prämisse eines situationsabhängigen und widerspruchsfrei geordneten Wertkanons ausgehen, sondern gerade diese Annahme zur Disposition stellen.

Insbesondere wäre es im Rahmen derartiger Untersuchungen wichtig, der Frage nachzugehen, ob sich hinter der Subjektivierung von Werten ein formales Orientierungsmuster (s. o.) verbirgt, dem gerade die Subjektivität von Wertentscheidungen und damit das Recht auf Partikularität und reflexive Identitätssicherung als "Metawerte" zugrundeliegen (s. Nunner-Winkler, in diesem Band). Daß die herkömmlichen quantitativen Forschungsverfahren hinsichtlich der Beantwortung derartiger Fragen auf große Probleme stoßen, scheint mir offensichtlich. Dennoch bleiben sie nicht zu-

letzt für die sozialstrukturelle Einordnung von qualitativen Ergebnissen unverzichtbar.

Die zunehmende Verwissenschaftlichung gesellschaftlicher Begründungsstrukturen rückt schließlich auch das Problem der Eigendynamik der Ergebnisse der Wertwandelsforschung in den Vordergrund. In dem Maße, in dem diese Ergebnisse gesellschaftlich diffundieren, in trivialisierter Form ins Alltagswissen integriert und in diversen gesellschaftlichen Bereichen verwendet werden, kommen die Sozialwissenschaften als Verstärker und Multiplikatoren von Wertkonjunkturen und -moden in Betracht. Gerade unter den Bedingungen eines selbstreflexiven Umgangs mit Werten könnte eine derartige Verwissenschaftlichung der Wertselektion verstärkte Bedeutung bekommen. Ob und in welchem Umfang dies bereits der Fall ist, wäre für die Wertwandelsforschung eine wichtige und klärungsbedürftige Frage.

## Literaturverzeichnis

- Baethge, M., 1985: Individualisierung als Hoffnung und Verhängnis. *Soziale Welt* 3/36: 299–312.
- Beck, U., 1983: Jenseits von Klasse und Stand. S. 35–74 in: R. Kreckel (Hrsg.), *Soziale Ungleichheiten*. Göttingen.
- Beck, U., 1986: *Risikogesellschaft — Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt.
- Beck, U./Berger, P., 1988: Die Verzeitlichung sozialer Ungleichheit, unveröff. Projektantrag. Bamberg.
- Bell, D., 1976: *Die Zukunft der westlichen Welt*. Frankfurt.
- Berger, J., 1988: Modernitätsbegriffe und Modernitätskritik in der Soziologie, erscheint in: *Soziale Welt* 3/89.
- Berger, P., 1986: *Entstrukturierte Klassengesellschaft?* Opladen.
- Bolte, K. M., 1987: Anmerkungen zum Stand der Sozialwissenschaftlichen Wertwandelsdiskussion. S. 105–123 in: W. von der Ohe (Hrsg.), *Kulturanthropologie, Festschrift für E. K. Francis*. Berlin.
- Brose, H.-G./Wohlrab-Saar, M., 1986: Formen individualisierter Lebensführung von Frauen — ein neues Arrangement zwischen Familie und Beruf. S. 105–145 in: H.-G. Brose (Hrsg.), *Berufsbiographie im Wandel*. Opladen.
- Bühl, W., 1981: *Ökologische Knappheit. Gesellschaftliche und technologische Bedingungen ihrer Bewältigung*. Göttingen.

- Cohen, S./Taylor, L., 1977: Ausbruchsversuche. Identität und Widerstand in der modernen Lebenswelt. Frankfurt.
- Durkheim, E., 1973: Der Selbstmord. Neuwied.
- Erikson, E. H., 1973: Identität und Lebenszyklus. Frankfurt.
- Furstenberg, F. F., 1987: Fortsetzungsehen. Ein neues Lebenslaufmuster und seine Folgen. Soziale Welt 1/38: 29–39.
- Heinze, R. G., 1984: Soziale Strukturierung von Arbeitslosigkeit: Auf dem Weg zu einer gespaltenen Gesellschaft?. in: W. Bonß/R. G. Heinze (Hrsg.), Arbeitslosigkeit in der Arbeitsgesellschaft. Frankfurt.
- Hradil, S., 1987: Sozialstrukturanalyse in einer fortgeschrittenen Gesellschaft. Opladen.
- Inglehart, R., 1977: The Silent Revolution. Princeton.
- Klages, H., 1985: Wertorientierungen im Wandel. Frankfurt.
- Klages, H./Franz, G./Herbert, W., 1987: Sozialpsychologie der Wohlstandsgesellschaft. Frankfurt.
- Kmieciak, P., 1978: Werteverfall als Kernproblem westlicher Gegenwartsgesellschaften. Sonde 11: 126–137.
- Kohli, M., 1986: Gesellschaftszeit und Lebenszeit. Der Lebenslauf im Strukturwandel der Moderne. in: J. Berger (Hrsg.), Die Moderne — Kontinuitäten und Zäsuren. Göttingen.
- Lecher, W., 1987: Deregulierung der Arbeitsbeziehungen. Soziale Welt 3/88: 148–165.
- Luhmann, N., 1984: Soziale Systeme. Frankfurt.
- Luhmann, N., 1987: Tautologie und Paradoxie in den Selbstbeschreibungen der modernen Gesellschaft. Zeitschrift für Soziologie 3/6: 161–174.
- Liotard, J.-F., 1982: Das postmoderne Wissen, 1. Aufl.. Bremen.
- Meulemann, H., 1987: Bildung, Generationen und die Konjunktur des Werts Leistung. Zeitschrift für Soziologie 4: 272–287.
- Mooser, J., 1983: Auflösung proletarischer Milieus. Soziale Welt 34/1983: 270ff..
- Mooser, J., 1984: Arbeiterleben in Deutschland 1900–1970. Frankfurt.
- Nunner-Winkler, G., 1985: Identität und Individualität. Soziale Welt 4/36: 466–482.
- Offe, C., 1986: Die Utopie der Null-Option. Modernität und Modernisierung als politische Gütekriterien. S. 143–172 in: P. Koslowski, et al. (Hrsg.), Moderne oder Postmoderne. Weinheim.
- Ostner, I., 1984: Arbeitsmarktchancen und Bildungschancen von Frauen. Zeitschrift für Pädagogik 30: 471–486.

- Reuband, K.-H., 1985: Arbeit und Wertwandel — mehr Mythos als Realität?. KZfSS 4/37: 723–746.
- Schimank, U., 1985: Funktionale Differenzierung und reflexiver Subjektivismus. Zum Entsprechungsverhältnis von Gesellschafts- und Identitätsform. Soziale Welt 4/36: 447–465.
- Simmel, G., 1918: Grundfragen der Soziologie. Individuum und Gesellschaft, 3. Aufl.. Berlin 1970.